

Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 35

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

31. August 1935

Ob du auch nie kannst sagen ... Von Johanna Siebel.

Ob du auch nie kannst sagen,
Wo deine Heimat ist,
Und wenn du stets musst fragen,
Wo du zu Hause bist:
Wenn dich im bunten Leben
Ein Herz recht innig liebt,
Kann es dir Heimat geben,
Wie es nicht bessere gibt.

Nur wenn du stets musst fragen
Im weiten Himmelschein,
Wo du sollst Ernte tragen,
Und wo dein Grab wird sein,
Wenn du die Lande wandern
Musst immer auf und ab,
Und keiner kennt den andern,
Wird schwer der Wanderstab.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig.

13

Urech Leu vergiebt manchen Schweißtropfen beim Aufstieg auf der steilen Bergstraße. Mit Schrecken nimmt er wahr, wie schlecht es um seine Körperlichkeit bestellt ist. Immer wieder muß er am Straßenbord oder auf einem Wegbänklein ausruhen, weil der Herzschlag plötzlich stocken will. Die widersinnige Lebensführung und das Trinken haben den starken Mann mit den Jahren zermürbt. Das gibt ihm der Berg nun ohne Höflichkeit zu schmecken. „Siehst du jetzt, wo es mit dir hinaus will? Du hast den anderen gemeint, und hast dich selber getroffen. Du bist nicht mehr viel nütze. Deinen Haß fürchtet niemand mehr.“

Oberhalb des Steighrunnens kommt ihm die Frau des Maurers Kehrl mit zwei Kindern entgegen, seine Schwestertochter Ros. Sie hat einen Handwagen mit Leseholz hinter sich; ziemlich weit zurück folgen ihr zwei Kinder, singend, mit Efeufränzchen im Haar. Wie Ros den Dheim erkennt, stellt sie ihr Fuhrwerk quer über die Straße und verliert dem Näherkommenden ohne viel Umstände ein ausgiebiges Sündenregister.

„So — Ihr kommt mir gerade recht! Euch hätt' ich schon lange gerne einmal die Rappe geschliffen! Seitdem Ihr meinen Mann in den Klauen habt, ist er wieder der alte Lump geworden! Ich habe ihn ordentlich zuweg gehabt, wir sind aus dem Bösesten herausgekommen, wir könnten es schön haben, weil die Buben jetzt auch bald entronnen sind. Eure Kneip ist unser Unglück! Ihr lebt von dem, was mein Mann den Kindern heimbringen sollte! Ihr macht, daß er noch wird, wie — wie Ihr selber geworden seid!“

Die Frau fährt keifend an ihm vorbei, ohne sich nach ihm umzusehen. Urech Leu hat an dem sauren Broden bis zur Gfirssthöhe hinauf zu kauen.

Nun hockt er eingedrückt auf einer Bank. Er sieht sich selber wie in einem Spiegel, und es ist ein sehr klägliches Bild, das er betrachten muß. „Ich will es noch einmal probieren, so kann es nicht mehr gehen“, sagt er halblaut zu sich selber und sucht sich etwas Haltung zu geben.

Drüben beim Gfirssthof richtet der Jakob Mehrhardt eine Leiter auf, um sie an den Kirschbaum neben dem Hause zu stellen. Ein junger Bursche mäht unten an der Halde im Waldschatten Spätheu; zwei Mädchen werfen mit Gabel und Rechen, die Arbeit geht ihnen wie ein schönes Spiel aus der Hand.

Dem gebrochenen Manne auf dem Bänklein kommt das Augenwasser. O du arme, heilige Bauernarbeit! O du Bergluft, wie kannst du mich anrühren mit deiner alten Treue und Liebe! ...

Der Gedanke an das Tagwerk, das Urech Leu auf dem Berge hat verrichten wollen, ist wie ein Schatten von ihm ferngerückt. An die Stelle der Haßgier ist unerbittlich die Erkenntnis seiner Ohnmacht getreten. Was würde sein Stiefbruder David zu ihm sagen? „Hast du Geld, — Urech?“

Und nun kommt es plötzlich wie ein Zwang über ihn: er muß die Schritte nach seiner verratenen Heimat lenken. Weder links noch rechts sehend geht er am Weidstall vorbei, der auf dem Baugrund des alten Ueberstühofes steht. Dem Hause zur Quell weicht er mit einem

Umweg dem untern Gehölzrand entlang aus. Nachdem er den Karrweg wieder erreicht hat, bleibt er stehen und blickt nach dem Brodenhang hinauf, wo vordem sein Wald gestanden. Das Vieh hat an der steilen Halde mit den Jahren Staffeln ausgetreten; an einigen Stellen sind, weil das bindende Wurzelwerk allmählich vermodert ist, größere und kleinere Erdschlipfe abgerutscht.

Da kommt ein Mann des Weges, der ein paar Rinder vor sich hertreibt. Es ist Felix Wolfer, der Mehluu, der nach dem Verkauf des Heiletsbodengutes seine Stelle verlor und nun dem Hirten der Weidgenossenschaft als Helfer dient. Beim Anblick des Wehrtanners kommt ein Gistlein in ihm hoch, er steht vor Urech still und sagt boshaft: „Und er sah an, was er gemacht hatte, und siehe es war nicht gut.“

Der Wehrtanner versteht die durchsichtige Anspielung wohl. Er will sich von dem Knechtlein nicht im Bart kränzen lassen, seine Entgegnung hat einen verächtlichen Unterton:

„So — bist du jetzt auch in die große Firma eingetreten? Bist du am Ende gar Oberrindviehaktionär?“

Felix Wolfer bleibt ihm die Antwort keineswegs schuldig. „Ja, der Wolf hat es auf dem Berg länger verlitten als der Leu.“

Urech braust ein wenig auf, aber es ist mehr Rauch als Feuer. „Vorläufig ist die Wehrtanne noch mein! Wenn der Leu wieder auf den Berg kommen will, braucht er sich nicht bei einem Knecht und Baumhoder einzumieten.“

„Sieh dir nur erst die Höhle an“, höhnt der Mehluu und geht seinen verlaufenen Tieren nach. —

Urech Leu steht vor der Halbruine seines Väteritzes. Der Anblick macht ihn starr, so traurig hat er sich die Verwüstung nicht vorgestellt. Die Schneewuchten des vergangenen Winters haben auch den bis dahin noch stehengebliebenen Teil des Schindeldaches eingedrückt. Der obere Teil der Giebelwand hat sich etwas einwärts gesenkt; es mag drinnen nicht mehr ganz geheuer sein. Auf der vom Sturm aufgerissenen Halbtüre des Holzgadens sind mit Rotstift die Worte hingekritzelt:

Dependance zum Lamm in Schönaue.

Der Wehrtanner sucht die schwere Türe mit grimmigem Kraftaufwand aus den Angeln zu heben und schleppt sie, nachdem ihm dies gelungen, die Grashalde hinab bis an deren Absturz. Er stößt sie mit Mühe über die Nagelfluhwand hinaus; sie zerschellt unten krachend an einem Buchenstamme.

Wieder beim Hause angelangt, tritt er, behutsam mit dem Stode vortastend, durch den Schopf in die Küche hinein. Durch den breiten Rauchfang fällt von oben Licht herab — das klare Himmelslicht. Teile des zertrümmerten Kamins decken den Herd und liegen auf dem Lehm Boden zerstreut umher.

Und nun die tote Stube. Der Kellerladen ist offen, ein schwarzer Wassertümpel grinst durch das viereckige Steigloch herauf. Er muß in diesem Augenblick an seine Kinderzeit denken, wo die Mutter oft in Wintertagen aus diesem dunkeln Loch heraufstieg und ihm von der Holztreppe aus, noch halb im Keller stehend, die Schürze voll rothadiger Äpfel hinhielt: „Da nimm, Buebli! ...“

Der grüne Kachelofen hat sich stark gesenkt. Er hat sich von der Feuerwand losgelöst, weil der eichene Stützpfosten im Keller angefault ist. Ein Brett des Fußbodens knarrt und gibt nach — der Eindringling erschrickt und weicht hinter sich tretend hinaus. Er stapft um sein Haus herum, er muß sich noch einmal von dessen Elend überzeugen, und wie es sich, verloren und verachtet, seiner großen Schande schämt. Er muß sich von den blinden Fensterhöhlen anstarren lassen. Dann dreht er sich steif ab, den Kopf wie vor einem drohenden Blickstrahl eingezogen. Er legt sich auf den Erdboden hin, die Finger in die Grasnarbe verkrallend.

*

In der Wirtschaft zur Bergstube sind an diesem Abend mehrere Bauern versammelt, was sonst in Wochentagen nicht oft vorkommt. Es ist der Lammwirt von Schönaue, der sie eingeladen hat und auch großzügig gastfrei hält. Der Wein hat ihn wieder aufgestellt, und er spricht dem guten Tropfen mit manchem Lobeswort für die junge Wirtin wader zu. Ihr ist es nicht ganz wohl dabei, denn die großartigen Reden des angetrunkenen Gastes wollen ihr nicht in den Kopf hinein.

„Es bricht jetzt nächstens eine ganz neue Zeit an für den Berg Höchste“, hat Urech Leu schon mehrmals mit stetsfort wachsender Ueberzeugungstreue wiederholt. „Die ihn verlassen haben, werden allesamt wieder zu ihm heraufkommen. Sie müssen, er tut es ihnen an. Und ich selber werde den Anfang machen! Ich werde mein Haus auf der Wehrtanne wieder aufbauen, daß es dasteht wie ein stolzes Jüngferlein. Ja, das will ich tun, der Plan ist schon fix und fertig in meinem Kopf. Und wenn ich drei Jahre lang nichts als gesottene Kartoffeln fressen müßte, es kommt mir nicht darauf an. Der Berg muß wieder zu seinen vollen Ehren kommen, dafür stehe ich Euch gut! Die Abtrünnigen mögen freilich zu einem guten Teil im Land unten von der Adermaschine zu Handlangern gemacht oder von der Stadt ausgesogen und verzärtelt sein, sie mögen von der harten Luft da oben den Schnupfen bekommen und wegsterben, wie die Fliegen im Weinmonat — mir machen die paar verlorenen Jährlein nichts, ich werde es überhauen! Ich bin noch einer von der alten Rasse! Von den Leuten darf sich einer getrost erlauben, eine Zeitlang dumm zu tun — wenn er erst den Faden findet, dann bringt er's leichtlich wieder auf den Holderbusch hinauf, er kriecht, wenn er nicht mehr fliegen kann. Und ich hab' ihn jetzt gefunden. Bleibt wo ihr seid, Beize und Jagarten! Ich will in meinen alten Tagen noch etwas haben von mir selber, von den Bergwiesen, vom Himmel und vom Gewölke. Jawohl! Ihr lacht, ihr meint, ich sei trunken; aber der Wein ist ja für mich Wasser, ich bin an den Wein gewöhnt.“

Wieder schüttet sich Urech wie sinnlos in kurzen Absätzen ein Glas nach dem andern ein. Seine Reden werden verworrener, seine Zunge fängt an zu lallen.

„Ja — morgen früh schon — schteh ich mit zehn Mann bei der Wehrtanne oben — in vier Wochen ist die Aufrichte! ...“

Die Bauern nickten sich heimlich zu und verlaufen sich, einer nach dem andern. An eine Heimkehr ist für den Trun-

fenen nicht mehr zu denken, der Wirt hat Mühe, ihn endlich zu Bette zu bringen.

Am Morgen liegt Urech Leu tot auf seinem Lager. Ein Herzschlag hat ihn hingerafft. In den Höfen und Weilern geht die Rede um: „Der Berg hat ihn gefordert.“

Der Wetterstuhl grollt.

Vor dem Hause zur Quell auf Heiletsboden stehen zwei kleine Bergwagen, schon teilweise mit Hausrat beladen. Immer noch trägt man allerlei Sachen aus den scheinbar unerschöpflichen Stuben und Kammern heraus, Spiegel, Wandbilder, Küchengeräte, gefüllte Schubladen, die in die bereits festgemachte Kommode eingeschoben werden. Der Knecht Felix bringt Holzvorräte, zum Schnitzen zugerichtet, und allerlei fertiges Kleinzeug. Er trägt zu diesem Eigengut besonders Sorge, und es wird ihm auch ein guter Platz eingeräumt. Sein Bett hat er vorläufig noch in der Kammer stehen lassen, denn er will bis zum Abgang des Sommerviehes auf Heiletsboden bleiben und erst dann seinem alten Meister nach der Strubegg folgen.

Es ist eine gewisse Eilfertigkeit im Hin- und Weitergehen der Menschen, denn die Luft ist schwül, es kann am Nachmittag ein Gewitter geben. Abschiedsstimmung, es fällt kein Scherzwort.

Endlich ist der größte Teil der Habseligkeiten verstaubt und geborgen. Hannes Fryner geht noch einmal nachprüfend um beide Wagen herum und zieht da und dort einen Bindestrick fester an. Inzwischen haben die zwei neuen Nachbarn, die sich freundlich zu diesem Hilfsdienst angeboten, die Gespanne aus dem Stall geholt, man kann sich nach und nach zum Aufbruch bereit machen.

Der Bauer steht neben seiner Frau unter der Haustüre. „Also, laßt euch Zeit, es hat ja keine Eile. Was an Siebenlachen noch da ist, könnt ihr in den Schopf hinaustragen. Ich bin spätestens um vier Uhr mit einem Wagen zurück, und dann wollen wir in Gottes Namen vom Heiletsboden Abschied nehmen.“ Er geht nach dem Warmen Brunnen hinüber, um einen Schluck Wasser zu trinken. Inzwischen haben die grauen Berggölsen bereits angezogen, die Fuhrwerke bewegen sich auf dem dürftigen Sträßchen gemächlich der neuen Heimat entgegen. Fryner schreitet gesenkten Hauptes hinterher, er sieht sich nie um. Wieder ist es ihm, der Berg beobachtet sein Tun heimlich mit finstern Blicken.

Beth und Eveli sitzen auf dem Hausbänklein; die Mutter steht, an die Holzwand gelehnt, neben ihnen, den Jüng-



Kreuzigungsszene. Paolo Veronese zugeschrieben.

Dieses Oelgemälde ist gegenwärtig in einem Renaissance-Arrangement bei Fritz Gysi, Kramgasse 44, ausgestellt. Nach dem Gutachten eines italienischen Experten handelt es sich um eine Vorarbeit zu dem Kolossalgemälde des Paolo Veronese, das sodann einer Feuersbrunst zum Opfer fiel. Nach Ernst Linck deuten einzelne Partien auf Veronese unverkennbar hin. Das wertvolle Gemälde ist zur selben Zeit entstanden wie Veroneses Kreuzigung in Venedig, die Kreuzabnahme im Louvre, sowie die Kreuzigung in den Uffizien Florenz. Im Hintergrund die Stadt Jerusalem.

sten an der Hand. „Gelt, Mutter, es ist auf der andern Seite vom Berg auch schön?“ fragt und tröstet Hansli treuherzig. „Weil du doch dort daheim gewesen bist.“ Sie kann ihm nicht antworten, sie drückt ihm nur leise die Hand.

*

Im ausgeräumten Hause wird wacker geschrubbt und geböhnt, das Heim zur Quell soll in Ehren verlassen werden. Auch Bethli rührt sich schon fleißig. Felix trägt vom Heiletsbrunnen Wasser zu und räumt noch zusammen, was in Estrich und Gaden nicht niet- und nagelfest ist. Hin und wieder geht er in den Stall hinein, um sich ein wenig mit der Kuh und den zwei Ziegen zu unterhalten, die den Frynerleuten den Sommer über Milch und Butter spenden mußten.

„So — jetzt werdet ihr es dann nicht mehr so langweilig haben, jetzt bekommt ihr wieder Gespannen. So allein in dem großen Stall mühtet ihr im Winter kalte Ohren friegen. Habt nur keine Angst, da wo ihr hinkommt, ist auch Heu auf der Bühne, und im Frühling wird's da noch bald grün als hier. Habt nur keine Angst, wenn der Berg vom Vieh entladen ist, so kommt der Felix auch hinüber. Ich hoffe nur, ihr werdet mich dann noch kennen und keine dummen Gesichter gegen mich schneiden, wie die Stallböcke aus dem Unterland, die noch keine Alp gesehen haben und plärrend im dicken Gras stehen, weil sie nicht wissen, daß man das abbeißen kann.“

Nachdem der Felix am frühen Nachmittag wieder einmal nachdrücklich nach dem Wetter ausgeschaut hat, macht er sich rasch in die Stube hinein, wo Frau Eva eben damit beschäftigt ist, weißen Sand auf die blanken Dielen des Fuß-

bodens zu streuen. „Wenn sie nur drüben noch alles unter Dach bringen“, sagt er besorgt. „Es kommt böß über die Pfandegg herauf. Ich meine, wir sollten die Läden aufziehen.“

Eva sieht erschrocken auf. „Ja — ist es schon so weit?“ „Geht, seht selber!“

Ohne auf den Befehl zu warten, stapft der Knecht draußen eilfertig die Stiegen hinauf, um droben nach dem Rechten zu sehen. Und bereits fällt dumpfes Grollen in die schwüle Stille herein. Die Frau ist kaum vor das Haus getreten, so schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen. „Hilf Gott — was will das werden?“ Von Westen rückt eine schwarzgelbe Wand heran, von grellen Blickstrahlen durchzuckt. Die ersten Tropfen fallen, mit groben Hagelkörnern vermischt. Das Taglicht wird stumpf und tot, ein plötzliches Einnachten meldet sich an.

Sinein in die Stube! Die Läden herauf! Schon hämmert und klirrt es, ein paar nußgroße Schloßen liegen auf dem gebohnten Fußboden ...

Sturm wacht auf, Sturm! Haltet zusammen, ihr Wände und Bohlen! Hagel trommelt an die Läden: Aufmachen! Der jüngste Tag! Wollt ihr in euerem Binsenhause der heiligen Gewalt spotten? Wir legen um! Widerstand ist uns Hohn!

Die fünf Menschen sitzen zusammengekauert auf der Ofenbank. Die Kinder schluchzen und weinen. Der Knecht Felix sagt zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, es hat auch schon so getan.“

Eine halbe Stunde — eine Stunde — — gibt es kein Helfen mehr? ... Der Hagelschlag hat nun zwar nachgelassen; aber ein Wassertosen ist ums Haus, wie wenn ein Fluß seine Schleusen durchbrochen hätte. Eva geht in den Ausgang, um durch den Türspalt einen Blick hinauszutun. Sie sieht nur an eine graue Mauer hin. Es ist kein Regen, es ist eine lebendige Wasserwand.

(Fortsetzung folgt.)

Josef Reinhart sechzigjährig.

Lieber Freund!

Morgen also, am 1. September, wirst Du Deinen „trüben Tag“ haben. „Der Abschied von der Jugend“ — so schreibst Du mir — „ist im Grunde genommen eine schmerzliche Angelegenheit.“ Nicht doch, Dir bleibt die Jugend und Du bleibst der Jugend! Es bleibt Dir die Kraft, mit der Jugend zu fühlen, auch wenn Dir die Schläfen allgemach zu grauen anfangen — wie hat doch das Altern Dich bisher respektvoll verschont! — und die Jugend hat Dich und Deinen Idealismus nötig. Nötiger denn je!

Nein, es soll der 1. September für Dich ein froher Tag werden. Du darfst ja Deinen 60. Geburtstag im Kreise einer blühenden Familie feiern. Du hast noch die liebe Weggefährtin. Möge sie Dir erhalten bleiben! Du hast Deine Söhne und Töchter um Dich, jedes wohlgeraten und vom Leben an den richtigen Platz gestellt. Jedes bereit, des Vaters angefangenes Werk in seinem Sinne weiterzuführen. Jawohl, Dein angefangenes Werk. Denn war Dein Dichter- und Erzieherwerk nicht Arbeit am Guten in der Welt? Der Arzt wird der Mitmenschen Gebrechen heilen, der Chemiker ihm die Mittel dazu liefern, die Lehrerin die Jugend mit Idealen erfüllen. Mir scheint, Du habest Dein bestes

Lebensziel erreicht. Deine Aussicht muß mindestens so hoffnungsvoll sein, wie Deine Rückschau reich an Genugtuung ist.



Josef Reinhart.

Man wird Dir neuerdings, wie schon damals vor 10 Jahren, in Erinnerung rufen, was Du in Deinem arbeitsreichen Leben geleistet hast. Was Du der Schule und der Jugend bist, wie Du Deiner Vaterstadt, Deinem Heimatkanton gedient hast. Man wird Dich wieder daran erinnern, daß das Schweizervolk in Dir einen seiner gemühtiefsten und wurzel-echtesten Dichter verehrt. Du wirst ob all den Gratulationen, den festlichen Begrüßungen, den Ehrungen die wehmutsvolle Abschiedsstimmung vergessen.

Abschied von der Jugend? Bei Dir hat das sicher nicht den Sinn, daß Du als Verärgerter und Verschnupfter der Welt von heute den Rücken kehren willst, wenn Du auch nicht mit allem, was die Jugend heute erfüllt und begeistert, einverstanden bist. Schon ihr Reden läßt Dich den Kopf schütteln: „Du, daß grisse gsi, i dr Turni (Turnstunde), mir hei chönne Foxtrott tanze, 's Vily het dr Phonograph gholt im Auto, fabelhaft isch's gsi, eifach rassig! Tschau! Hesch d'Vilian Harwen gseh i dr letschte Illustrierte, gäll splendit?“ Und Du kommentierst das: „Ch los men au! So gschnd, wie sie hüttigstags rede, eis Wort vo Paris, eis vo Bärli, gar no es anders us Hollywood! Mls isch „grisse“, alls isch „fabelhaft“, alls isch „rassig“. Tschau! Aber nüt Sälbergwobnigs, Sälberbadnigs i dr Red!“

Habe ich da nicht schon das Arbeitsgebiet berührt, von dem Du nie und nimmer lassen wirst? Bis zu Deinem letzten Tag wirst Du die Ideale des Heimatshutes in Wort und Schrift verteidigen. Du wirst das kostbare „Muttermilch“ der Sprache hegen und pflegen bei Deinen Seminaristen, wirst wie bisher landauf und -ab, wo man Dich ruft und nötig hat in großen und kleinen Zusammenkünften der Heimatfreunde für die Erhaltung und Reinhaltung unserer Dialekte eintreten; aber auch für die gereinigte Volksbühne, die bodenständige Literatur, für heimatverbundene Trachten, Sitten und Gebräuche. Laß Dich versichern, daß Dir am Radio eine wachsende Hörergemeinde mit freudiger Zustimmung lauscht, wenn Du Dein Herz über diese Dinge ausschüttelst!

Ich habe dieser Tage Deine letzten Bücher durchblättert, und da kam mir wieder zum Bewußtsein, wie sehr Du das

*) „Solothurner Lüt“. Plauderei, gesprochen an der Heimatschutztagung 1934. Sonderabdruck aus der „Sonntagspost“.